

„2017 wurde sie operiert, bis jetzt ist nichts zurückgekommen. Zwischendurch musste sie nur ihren Busen korrigieren lassen – eine Brust hat die Krankenversicherung bezahlt, eine musste sie selbst zahlen.“ Anita amüsiert sich, lacht leise in sich hinein.

Ich erkundige mich nach ihrem Sohn. Sie schweigt lange, sammelt sich.

„Ich habe keinen Sohn mehr. Also: Letztes Jahr an Pfingsten haben sie mir den neuen Hund gezeigt und die Kinder gebracht. Sie vergöttern Josef wie einen Opa, und er liebt sie auch beide. Mein Sohn hat damals in der Schweiz gearbeitet, beide hatten vor fünf Jahren ein Haus gekauft und saniert. Unsere Einladung, bei uns zu übernachten, schlugen mein Sohn und die Schwiegertochter aus, weil sie vorhatten, am nächsten Morgen eine Motortour zu unternehmen. Und sie fuhren weg. Die Schwiegertochter hat mir abends noch eine Nachricht geschrieben, dass sie gut angekommen wären. Am nächsten Tag war ich bei der Hitze gerade mit den Kindern auf der Terrasse, als Josef

mich rief. Zwei Polizisten kamen mit einem weiteren Mann herein und baten mich, mich zu setzen, um mir mitzuteilen, dass mein Sohn und die Schwiegertochter beide mit dem Motorrad tödlich verunglückt sind.“ Anita seufzt, und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Es fällt ihr schwer weiterzusprechen. „Ich hab‘ immer gesagt: ‚Schatz, pass auf, ich bin zu alt, um Kinder großzuziehen.‘ Und er hat mich immer fest gedrückt und geantwortet: ‚Mach dir keine Sorgen.‘ Er war nicht nur mein Sohn, er war mein Sonnenschein. Seine Liebe zu mir war so groß, er hätte alles für mich getan.“

Ihr Schmerz geht mir nah, wir weinen beide. Die Glocken der nahegelegenen Kirche läuten die Stunde wie ein ferner Gruß.

„Ich hätte am liebsten geschrien“, fährt sie fort. „Was mache ich jetzt mit den Kindern?, habe ich mich sofort gefragt. Ich konnte es ihnen nicht sagen, Josef auch nicht. Es war ein Seelsorger dabei, der sich bereiterklärt hat, das zu übernehmen. Josef holte die Kinder, und der Mann sagte es ihnen. Sie haben so geheult. Warum beide? Ich

bin immer noch in einem tiefen Loch und versuche der Welt nicht zu zeigen, wie dreckig es mir geht. Die engsten Freunde bleiben, aber die Leute können nicht damit umgehen. Ich verstehe das auch.“



Die Erinnerung wühlt sie auf, Anita versucht sich zu fassen, geht ein paar Schritte auf meiner Terrasse umher.

„Wie konnte das denn bei so schönem Wetter passieren?“, frage ich.

„Ein Autofahrer hat in einer Kurve mit durchgezogener Linie einen Lastwagen überholt. In dem Moment kamen die zwei auf dem Motorrad und sind voll in den Wagen gefahren. Die Schwiegertochter ist 20 Meter weit geflogen und hat sich wahrscheinlich gleich das Genick gebrochen. Mein Sohn hatte wohl innere Verletzungen. Am nächsten Tag wäre er 33 Jahre alt geworden, die Schwiegertochter war ein Jahr jünger, ein ganz lieber Mensch. Jedem Kind hab‘ ich das Motorradfahren verboten, aber sie fühlten sich sicher mit Schutzanzügen und Helmen. Er ist auch Segelflugzeug geflogen, er war ein aktiver Lebemensch, und der Große hat dem Vater immer gerne geholfen“, erinnert sie sich. „Wie kann man das überleben? Und wieso sollte man das überleben? Warum kann man nicht sterben, damit man diesen Schmerz nicht mehr aushalten muss?“, fragt sie sich.

Anita bemüht sich seitdem, ihre Trauer durch Arbeit zu betäuben, wie nach dem Verlust des ersten Sohns. Nachts liegt sie wach, überflutet von

Erinnerungen. Den persönlichen Abschied von den Verstorbenen ließ sie sich nicht verbieten, obwohl man ihr von dem Anblick abriet. „Zwölf Stunden lang hat die Bestatterin sie zusammengeflickt, damit wir sie ansehen konnten.“ Sie weint. „Josef musste wohl einen Knacks bekommen haben, als er die beiden und meinen Zusammenbruch an ihren Särgen gesehen hat. Josef ist mit mir nach Hause gefahren – wie eine gesengte Sau. Ich dachte, er bringt uns um.“

„Meine ganze Aufmerksamkeit hat sich nur darauf gerichtet, dass es den Kindern gutgeht, ich stand hintenan, wollte ihnen tagsüber nicht meine Tränen zeigen, um sie nicht noch trauriger zu machen. Beide Jungs sind jetzt bei meinem Stiefenkel. Der Mann meiner Tochter hat zwei Kinder in die Ehe mitgebracht, bei seinem Ältesten, er ist 27, leben sie seitdem. Meine Tochter und ihr Mann sind schon Mitte Fünfzig, und man weiß ja nicht, ob der Krebs einmal wiederkommt. Deshalb sind sie jetzt in dieser jungen Familie sehr gut aufgehoben, eine große Verantwortung, aber sie

machen das wunderbar, ganz toll, und die Kinder haben sie richtig gern. Das ist ein Glück.

Leider ging dann das Theater mit dem Vater meines Sohns los. Seit unserer Scheidung lebte er nur von staatlicher Hilfe. Das Haus, das mein Sohn von dem Bruder seines Vaters gekauft hatte, haben natürlich die Kinder geerbt. Und mein Exmann wollte auf einmal die Kinder und bestand auf einer Erdbestattung seines Sohns. Er hat mich sogar nachts terrorisiert und uns das Leben schwer gemacht. Eine Erdbestattung wollte ich nicht, ich glaube, ich hätte versucht, ihn wieder auszugraben, um ihn bei mir zu haben. Man dreht ja völlig durch vor Schmerz“, gesteht sie sich ein.

„Als die Bestatterin von meinem Exmann eine Unterschrift für 25 Jahre Grabpflege verlangt hat, lenkte er ein und war mit einer Urnenbeisetzung einverstanden.“ Sie wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu. „Und dann hat die Feuerwehr im Ort einen Spendenaufruf im Internet für die Kinder gemacht.“ Sie kramt ein Taschentuch hervor und schneuzt sich gerührt.

Bei der Beerdigung, die erst nach einem Monat war, ist Anita ihrem Exmann, den sie nur kurz Hans nennt, nicht mehr begegnet. „Er hat sich vorher mit jemandem heftig gestritten, ist nach Hause gefahren, bekam einen Herzinfarkt und war tot“, zählt sie trocken auf.

Ich bin fassungslos.

Bald darauf erfuhr Anita, dass eine Verwandte ihres Exmanns vorhatte, seinen Sarg bei der Trauerfeier neben seinem Sohn und dessen Frau aufbahnen zu lassen. „Das wollte ich nicht, auf keinen Fall. Er hat mir in diesen paar Tagen ohne Rücksicht auf meine Trauer das Leben so schwer gemacht, dass das Beste, was er in dieser Zeit getan hat, sein Sterben war. Er hat keinen Unterhalt für seinen Sohn gezahlt, sich nicht um ihn gekümmert, gar nichts und meinte noch, er könnte in sein Haus ziehen, wenn ihm die Kinder zugesprochen würden. Wenn seine Tochter mal auf die Kinder aufgepasst hat, hat sie sich das sogar bezahlen lassen. Nein!“ Ihr empörter Gesichtsausdruck spricht Bände. „Von dem Menschen will ich nicht

einmal tot etwas wissen. Ich war nicht bei seiner Beerdigung, seine Enkel wollten auch nichts von ihm wissen. Eine Sorge weniger. Es hat mich gar nicht berührt.“

Die Feuerbestattung ihres Sohns und der Schwiebertochter und die Anwesenheit einer großen Trauergemeinschaft nahm Anita in ihrer Trauer kaum wahr. „Ich hab‘ gar nichts mitbekommen“, erinnert sie sich. „Die Kinder haben selbst bestimmt, dass sie bei der Beerdigung dabei sein wollten, um sich von ihren Eltern zu verabschieden. Sie haben besprochen, dass sie rausgehen durften, wenn sie es nicht mehr aushielten. Sie haben ihren Eltern noch einen Brief geschrieben und hingelegt und mussten dann so weinen, dass sie mit Lena, der Untermieterin und Freundin der Familie, dann rausgingen.“ Anitas Stimme versagt.

Bis zu den Sommerferien mussten beide Jungen noch in die heimische Schule gehen. Anita zog für zwei Monate in das Haus ihres Sohnes, damit die Kinder diesen Abschnitt unbehelligt in ihrem gewohnten Umfeld abschließen konnten. „Lena war



mir eine große Unterstützung dabei“, sagt sie. „Ein Kollege meines Sohns hat jede Woche den Kleinen zum Fußballtraining abgeholt. Jede Nacht hat er nach seiner Mama geweint und fing wieder an, ins Bett zu machen. Als ich das Bett neu beziehen wollte, fand ich es voller Wäsche seiner Mutter, die er sich aus dem Schlafzimmerschrank geholt hatte, um ihren Duft bei sich zu haben. Der Große hat sich getragene Pullover seines Vaters geholt. Ich war fix und fertig. Die Lehrerin und eine Schulpsychologin haben uns toll betreut. Ich bin ihnen sehr dankbar für ihren Beistand.“

Lena und Anita nähten beiden Kindern ein Herzkissen und vereinbarten mit ihnen, dass sie die Kissen mit selbst ausgesuchten Wäschestücken ihrer Eltern füllen durften. „Ich musste für beide so stark sein, dass ich mir selbst kaum erlaubt habe zu trauern. Heute denke ich oft noch, sie können doch nicht tot sein, sie sind im Urlaub und kommen irgendwann wieder. Ich träume viel von meinen Söhnen und von meiner Mutter. Vielleicht will sie mich trösten.“